



JEHAN SADAT  
MEINE HOFFNUNG  
AUF FRIEDEN

Mit einem Vorwort von Helmut Schmidt

| Hoffmann und Campe |

*Aus dem Amerikanischen von  
Gerlinde Schermer-Rauwolf und Robert A. Weiß,  
Kollektiv Druck-Reif*

Die Originalausgabe erschien 2009  
unter dem Titel »My Hope for Peace«  
im Verlag The American University  
in Cairo Press in Kairo.

1. Auflage 2009  
Copyright © 2009 by Jehan Sadat  
Für die deutschsprachige Ausgabe  
Copyright © 2009 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg  
*www.hoca.de*  
Satz und ebook-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde  
ISBN 978-3-455-50137-7

Für meine Familie, für Frieden und  
zum Andenken an meinen Mann, Anwar Sadat

Waffen sind leicht zu beschaffen,  
doch Klauen allein machen einen Löwen noch nicht mutig.

*Al-Mutanabbi*

# INHALT

Vorwort von Helmut Schmidt	11
Einleitung	15
Der 11. September, der 6. Oktober	21
Wahrheiten und Irrtümer über den Islam	39
Mein persönlicher Glaube	69
Der Weg zum Frieden	78
Sadats Prinzipien	136
Muslimin sein	148
Auf eigenen Füßen	176
Rettung durch Liebe	198
Nachwort	211
Bibliographie	219

# VORWORT

Jehan Sadat hat dieses Buch in der Erinnerung an ihren am 6. Oktober 1981 ermordeten Ehemann Anwar Sadat geschrieben. Sie hat es dem Frieden zwischen Muslimen, Christen und Juden gewidmet, für den der ägyptische Staatspräsident Sadat aus tiefer moralischer Überzeugung und mit großem Mut eingetreten ist – und für den sie selbst seither in drei Jahrzehnten gewirkt hat.

Weil ich Anwar Sadats grundlegende Gedanken als maßgebend für das ganze 21. Jahrhundert ansehe, will ich in diesem Vorwort schildern, was ich von ihm gelernt habe. Wir sind uns sechs oder sieben Mal begegnet. Aus diesen Begegnungen erwuchs eine Freundschaft. Sadat war nicht einfach ein arabischer Muslim – das war er auch. Aber zugleich verkörperte er in seiner Person ein umfangreiches Wissen über die Geschichte seines Volkes und seiner Religion. Er war ein gebildeter und außerordentlich belesener Mann.

Wir waren bereits befreundet, als ich 1977 einen offiziellen Besuch in Ägypten machte. Als wäre es gestern gewesen, so gut erinnere ich mich an unsere gemeinsame Fahrt den Nil aufwärts nach Assuan. Es war eine sternenklare Nacht, wir saßen auf dem Oberdeck. Und während wir die Sterne am Himmel betrachteten, erklärte Sadat mir die gemeinsame Herkunft der drei großen monotheistischen Religionen. Er sprach von Noah, von Abraham und seinen beiden Söhnen Isaak und Ismael, von Moses und den jüdischen Propheten des Alten Testaments – ich hatte bis dahin nicht gewusst, dass sie fast alle auch im Koran vorkommen. So lernte ich, dass Jesus auch im Koran

von Gott auf die Erde gesandt worden ist. Sadat erklärte mir, dass der Koran Christen und Juden als »Völker der Schrift« mit Hochachtung behandelt und unter Schutz gestellt hat; zwar sind sie Ungläubige, aber sie besitzen die Schrift, und die haben sie von Gott. Sadat wusste von den übereinstimmenden moralischen Geboten und vom gemeinsamen Friedensgebot, zum Beispiel in den Psalmen des jüdischen Alten Testaments, in der christlichen Bergpredigt oder in der vierten Sure des muslimischen Korans. Später habe ich in Gesprächen mit Menschen aus allen drei Religionen alles bestätigt gefunden, was mir mein Freund erzählt hatte.

Am stärksten hat mich Sadats Überzeugung beeindruckt, dass Frieden zwischen Juden, Christen und Muslimen möglich sei, wenn sie nur endlich begriffen, dass ihre Religionen aus der gleichen Wurzel stammen. Wenn sie nur endlich ihre vielen Gemeinsamkeiten erkennen würden, dann müsse es gelingen, zwischen ihnen Frieden zu stiften und zu halten.

Sadat war General, ein Berufssoldat, der an allen Kriegen zwischen Arabern und Israelis teilgenommen hatte. Als Staatspräsident war er schon seit einigen Jahren mit dem Gedanken umgegangen, den ehemaligen Feind in seiner Hauptstadt Jerusalem aufzusuchen, um ein unübersehbares Zeichen zu setzen. Wir hatten darüber mehrfach ausführlich miteinander gesprochen. Als es im November 1977 tatsächlich dazu kam, war ihm lange schon klar, welche politischen Gefahren er damit auf sich nahm. Er wusste sehr wohl, dass er auch sein eigenes Leben riskierte. Weil er trotzdem seinem Gewissen gefolgt ist, hat er unter allen Staatslenkern, denen ich begegnet bin, den stärksten Eindruck bei mir hinterlassen. Sein gewaltsamer Tod im Oktober 1981 hat mich tief getroffen.

Sadats Friedenswille war verschwistert mit dem Verständnis für die Religion der anderen. Er hoffte auf eine große friedliche Begegnung von Judentum, Christentum und

Islam. Sie sollte symbolisch auf dem Berge Sinai stattfinden, dem Mosesberg, wie er im Arabischen genannt wird. Dort sollten nebeneinander eine Synagoge, eine Kirche und eine Moschee gebaut werden, um die Eintracht zu bezeugen. Tatsächlich hat Sadat, zwei Jahre nach seiner Jerusalem-Reise, dort einen Grundstein für die Gotteshäuser gelegt.

Gewiss hat Sadat sich von seiner Friedensmission in die Hauptstadt des Feindes in vier Kriegen eine größere Wirkung versprochen, als er sie zu seinen Lebzeiten tatsächlich erreichen konnte. Zwar hat das anschließende Treffen in Camp David zum Frieden zwischen Ägypten und Israel geführt; auch hat dieser Friede seither gehalten; auch ist viel von einem weiteren »Friedensprozess« die Rede gewesen. Aber tatsächlich besteht die Feindschaft zwischen einerseits Muslimen und Arabern und andererseits Israelis ungemindert. Sie überlagert das immer noch unentwirrte Knäuel von Problemen, Konflikten und Feindschaften des Nahen und Mittleren Ostens – eine Steigerung bis zu gegenseitiger Bedrohung mit atomaren Waffen ist nicht mehr undenkbar. Zwar kann niemand leugnen, dass das jüdische Alte Testament und das christliche Neue Testament und gleicherweise der islamische Koran Frieden fordern – *Schalom* auf Hebräisch oder *Salam* auf Arabisch. Aber viele Rabbiner, Priester und Pastoren, Mullahs, Ayatollahs und Bischöfe verschweigen ihren Gläubigen diese gemeinsame Botschaft. Viele lehren die Gläubigen im Gegenteil, über andere Religionen abfällig und ablehnend zu denken.

Wer dagegen ernsthaft Frieden zwischen den Religionen will, muss religiöse Toleranz und Respekt predigen. Ob die Zuhörer in einer Synagoge, in einer Kirche oder einer Moschee versammelt sind, in einer Schule oder einer Universität oder ob sie zu Hause vor dem Fernsehgerät sitzen: Sie sollen begreifen, dass die Menschen, die einer anderen Religion anhängen, ähnlich gläubig sind wie sie selbst; sie sind Gott so nah und so fern wie sie selbst. Auch wenn ihre Gebete, ihre Traditionen, Gebräuche und Sitten

sich von den unsrigen noch so stark unterscheiden, haben sie Anspruch auf den gleichen Respekt, den wir für uns selbst wünschen.

Vierzehn Jahre nach dem Mord an dem begeisternden Vorreiter Anwar Sadat ist der israelische Ministerpräsident Jitzhak Rabin wegen seiner Friedenspolitik in gleicher Weise ein Opfer des unversöhnlichen Hasses geworden. Beide waren Generale gewesen, beide hatten gegeneinander gekämpft, aber beide waren im Reifungsprozess ihres Lebens zu Friedensstiftern geworden. Dem einen waren 5000 Jahre ägyptischer Geschichte geläufig, dem anderen 4000 Jahre jüdischer Geschichte; für beide waren in gleicher Weise der Sinai und die ehrwürdige Stadt Jerusalem Symbole von hoher religiöser Bedeutung. Gleichwohl konnten sie die ihnen anezogene Feindschaft überwinden. Und weil sie tapfere Männer waren, konnten sie ihre Völker zum Frieden miteinander führen. Aber heute liegt der Friede in der Region immer noch in weiter Ferne. Jehan Sadat und Lea Rabin, beide Witwen haben die Arbeit ihrer Männer fortgesetzt. Das vorliegende Buch gibt ein Zeugnis davon.

Ich bin dankbar dafür, dass ich Jehan Sadat dabei mit diesen Zeilen ein ganz klein wenig helfen darf. Denn immer, wenn ich gefragt werde, welcher Staatsmann mir im Laufe meines politischen Lebens als der bedeutendste erschienen sei, so antworte ich ohne zu zögern: Anwar Sadat.

*Hamburg, im März 2009      Helmut Schmidt*

# EINLEITUNG

Frieden. Dieser Begriff, dieser Gedanke, dieses Ziel ist das beherrschende Thema meines Lebens.

Zunächst möchte ich, was wohl naheliegend ist, auf das anhaltende Ringen um Frieden im Nahen Osten eingehen: um eine gerechte und umfassende Übereinkunft zwischen Arabern und Israelis, die zumindest eine Quelle des Hasses, des Extremismus und des Elends in der Welt beseitigt und den Bewohnern dieser geheiligten Orte eine freundschaftliche, friedliche und produktive Koexistenz ermöglicht. Für diese Sache hat mein Mann Anwar Sadat sein Leben hingegeben. Am 6. Oktober 1981 wurde er von fanatischen Islamisten ermordet. Sie glaubten, der Frieden mit Israel, den er auf den Weg gebracht hatte, würde mit ihm zugrunde gehen. Doch sie irrten sich: Der 1979 zwischen Ägypten und Israel geschlossene Vertrag, das direkte Resultat der Camp-David-Verhandlungen 1978, hat seit dreißig Jahren Bestand. Daran sehen wir, dass man scheinbar unüberbrückbare Gegensätze überwinden und eine Basis für eine gerechte Lösung schaffen kann. In einem seiner letzten Interviews wurde mein Mann gefragt, welche drei Wünsche er in seinem Leben gern erfüllt haben würde. Er antwortete: »Erstens, Frieden im Nahen Osten. Zweitens, Frieden im Nahen Osten. Drittens, Frieden im Nahen Osten.« Für ihn ist dieser Traum vorbei. Doch sein Traum ist jetzt der meine.

Seit 1985 habe ich Vorträge gehalten, unterrichtet und Spenden gesammelt, um diesen Traum zu verwirklichen. Ich lebe abwechselnd in meiner Heimatstadt Kairo und in einem Vorort von Washington, D. C. Als Lehrstuhlinhaberin,

Friedensaktivistin, ehemalige Präsidentengattin und Privatperson habe ich den quälenden Zyklus aus Fortschritten und Rückschlägen im Nahen Osten aus nächster Nähe miterlebt. Doch habe ich auch verfolgen können, wie die Ideen meines Mannes, einst von der arabischen Welt einhellig abgelehnt, im Laufe der Zeit weitgehend akzeptiert wurden. Nun, da der dreißigste Jahrestag seiner historischen Reise nach Jerusalem gerade hinter uns liegt und ein Umdenken dringend nottut, ist es höchste Zeit, dass wir uns wieder auf Anwars Vermächtnis besinnen.

Neben der Beendigung des Konfliktes zwischen Arabern und Israelis geht es in diesem Buch auch um den Frieden, der dem Islam innewohnt. Ich bin nicht die Erste, die darauf hinweist, dass *Islam* und *Salam*, das arabische Wort für »Frieden«, dieselbe etymologische Wurzel, denselben Wortstamm haben. Die meisten Muslime wissen um diese Beziehung und bemühen sich um eine entsprechende Lebensführung. Leider bleibt den meisten Nicht-Muslimen dieser Zusammenhang verborgen. Stattdessen wird der Islam seit dem 11. September allgemein argwöhnisch beäugt oder gar mit unverhohlener Feindseligkeit als Glaube fanatischer Gewalttäter betrachtet. In gewisser Weise kann ich das verstehen, denn ich habe die Auswirkungen eines solchen Fanatismus selbst erlebt. Doch gerade weil ich mit diesem Extremismus unmittelbar konfrontiert wurde, kann ich mit Bestimmtheit sagen, dass er nichts mit dem Islam zu tun hat. Vielleicht fällt einer Frau wie mir, die ihr Leben lang Muslimin gewesen ist und in ihrem Glauben Halt und Orientierung findet, eine solche Unterscheidung leichter: Ich erlebe diese angeblich so raren »gemäßigten Muslime« jeden Tag. Auch ist mir bei meinem Unterricht, meinen Vorträgen und Aufenthalten in den Vereinigten Staaten klar geworden, dass in den Medien zwar ausführlich über muslimische Missetaten berichtet wird, aber eine große Unkenntnis über meinen Glauben herrscht. Angesichts der

Bilder zorniger Männer, die den Koran schwenken und amerikanische Flaggen verbrennen, von Frauen, die von Kopf bis Fuß in Burkas gehüllt sind, und ominöser Gerüchte über »Islamofaschismus« wirkt der oft zitierte Satz »Der Islam ist eine Religion des Friedens« wenig überzeugend. Außerdem: Nach landläufiger Meinung befinden wir uns – neben den tatsächlichen verheerenden Konflikten auf unserem Planeten – in einer Art Meta-Krieg, dem sogenannten Kampf der Kulturen, wo viele den Islam in einer Schlacht um die Weltherrschaft gegen den Westen aufmarschieren sehen. Ist dies zutreffend? Keineswegs. Aber es könnte eine sich selbst erfüllende Prophezeiung sein.

Wenngleich ich keine Religionswissenschaftlerin bin, hoffe ich doch, einige der hartnäckigsten und verbreitetsten Irrtümer über den Islam korrigieren zu können. Dazu gehört, dass er eine monolithische Bewegung sei, die die Rechtsstaatlichkeit abschaffen wolle, Frauen unterjochte und Ungläubige zur Konvertierung zwingt; dass der Islam seinem Wesen nach gewalttätig sei, eine Religion von Fanatikern, die jede im Namen des *Dschihad* begangene Gräueltat rechtfertigt; und dass Muslime die »Freiheit« hassten und durch ihre Wesensart und ihren Glauben zur Demokratie unfähig seien. Zur Veranschaulichung werde ich auch meine eigenen Erfahrungen als Gläubige einfließen lassen. Denn wie alle Religionen kann man auch den Islam nicht begreifen, wenn man ihn nur als Ansammlung von Glaubenssätzen sieht. Vielmehr muss man auch wissen, wie er das Leben seiner Gläubigen durchdringt und verändert.

Das Thema Frieden ist für mich noch in einem dritten und sehr persönlichen Sinn bedeutsam: als Suche nach dem inneren Frieden. Nach den Ereignissen des 11. September 2001 – ein Tag, der eine Flut von Erinnerungen in mir ausgelöst hat, worauf ich im nächsten Kapitel eingehen werde –, habe ich versucht, mir über mein eigenes Leben Rechenschaft abzulegen. Natürlich besteht kein Mangel an Meinungen von außen, auf die ich zurückgreifen kann – ich

wurde als »Feministin« bejubelt und scharf kritisiert, als Vorkämpferin für die Rechte der Frauen in der arabischen Welt gepriesen und als Zerstörerin der Familien beschimpft, als reines Sprachrohr meines Mannes herabgewürdigt und wegen meines angeblich übermäßig starken Einflusses auf ihn gescholten. Im Guten wie im Schlechten haben sich die Geister an mir geschieden, insbesondere was meine Vorstellungen und meine Arbeit zu den Themen Frauen und Familie betraf. Nach dem Tod meines Mannes jedoch sah ich mich mit all meinen »fortschrittlichen« Idealen auf die Probe gestellt. Immer wieder hatte ich die Ägypterinnen zur Selbstständigkeit gedrängt, und so konnte ich mich nun nicht in Anwars Schatten zurückziehen. Ich musste auf eigenen Füßen stehen. Zwar hätte ich in Ägypten bleiben und den Rest meines Lebens im Schoß der Familie zubringen können, aber ich spürte die Notwendigkeit, mir eine eigene Identität aufzubauen. Ich siedelte in die Vereinigten Staaten über, schloss mein Promotionsstudium ab und begann zu unterrichten und Vorlesungen zu halten. Rückhalt gab mir dabei das stolze Vermächtnis der ägyptischen Frauenbewegung, die mir schon lange eine Quelle der Inspiration war, außerdem meine Familie und mein Glaube, der die Frauen von jeher dazu angehalten hat, nach Bildung und Gleichberechtigung zu streben. Ja, ich sehe mich in der Tradition der starken muslimischen, arabischen und ägyptischen Frauen, nicht als Außenseiterin oder eine dem Westen hörige Verräterin. Ich blicke auf vielfältige berufliche Erfahrungen zurück – als Politikergattin, als First Lady, als Fürsprecherin für Frieden und Frauenrechte und als Akademikerin – und habe als Ehefrau und Mutter in einer von Religion und traditionellen Anschauungen geprägten Gesellschaft gelebt. Daher halte ich mich für berufen, die alten, wieder neu ausgegrabenen Mythen über die orientalischen Frauen in Frage zu stellen. Wir sind keineswegs alle rückständig und unterdrückt, unterwürfig und verschüchtert. Zwar haben die Frauen in der

muslimischen Welt noch enorme Hindernisse zu überwinden, der Islam jedoch zählt nicht dazu. Auch wenn ich hier nicht im Namen aller Muslime sprechen kann, möchte ich doch betonen, dass der Islam keineswegs frauenfeindlich ist, sondern uns vielmehr auferlegt, die gottgegebene Gleichberechtigung der Frauen einzufordern.

Wie das Thema Frieden dieses Buch auf dreierlei Weise durchzieht, muss meines Erachtens auch an drei verschiedenen Fronten um den Frieden gerungen werden. Die erste ist die offizielle – fähige Köpfe in Regierungen und internationalen Organisationen müssen Verträge aushandeln, Kompromisse ausloten und sorgsam formulierte Erklärungen erarbeiten. Das ist eine ebenso schwierige wie wichtige Aufgabe, und die diplomatischen Bemühungen der Vergangenheit, einschließlich der Initiativen meines Mannes, können wichtige Lektionen für die Zukunft sein. Die zweite Front ist die zwischenmenschliche Ebene: unser Verhalten gegenüber unseren mutmaßlichen Feinden. Hier sind wir alle – Israelis wie Araber, Muslime ebenso wie Amerikaner und Europäer – zu Einsicht, Sachverstand und visionärer Weitsicht aufgerufen. Wenn es daran mangelt, können wir uns nicht einfach zurücklehnen und darauf vertrauen, dass Staatschefs und Politberater es schon richten werden. Mit Verträgen allein kann eine Generationen währende Feindschaft nicht überwunden werden – mit Aktionen an der Basis schon.

Und wo ist die dritte Front, an der wir den Frieden erkämpfen müssen? Natürlich in uns selbst – in unseren Absichten. Muslime sprechen hier von *Niyya*. Im Islam kommt es nicht nur auf unsere Taten an, sondern auch darauf, welche Intention, welcher Vorsatz ihnen zugrunde liegt. Ein berühmter Spruch des Propheten lautet: »Alle Handlungen werden an ihren Absichten gemessen, und jedem gebührt, was er beabsichtigt hat.« Frieden wird stets als unerreichbares Ziel, als utopischer Traum abgetan. Doch wenn ganz gewöhnliche Menschen den Vorsatz zum Frieden

in sich tragen – Frieden mit sich selbst, mit dem Planeten,  
auf dem wir leben, und mit unseren Mitmenschen – dann ist  
*Inschallah* (so Gott will) Frieden machbar.

## DER 11. SEPTEMBER, DER 6. OKTOBER

Als Terroristen am 11. September 2001 die USA angriffen, war ich in meinem Haus im Norden Virginias. Ich war erst ein paar Tage zuvor aus Ägypten zurückgekehrt und hatte an diesem Dienstagvormittag lange geschlafen, weil mir der Jetlag noch zu schaffen machte. Anschließend ließ ich im Fernsehen CNN laufen. An diesem Tag hatte ich nichts Besonderes vor; wie üblich wollte ich die Post durchschauen, die sich in meiner Abwesenheit angesammelt hatte, ein paar Lebensmittel einkaufen und mich langsam wieder an meinen amerikanischen Tagesablauf gewöhnen. Doch die rot blinkende Alarmmeldung, die immer wieder über den Bildschirm lief, signalisierte, dass dies kein Tag war, an dem man getrost seinen alltäglichen Verrichtungen nachgehen konnte. Wie so viele andere Menschen im Land, ja auf der ganzen Welt, konnte auch ich nicht glauben, was da vor meinen Augen geschah: sterbende Menschen, die in den Twin Towers eingeschlossen waren; Feuer und Rauch in einem Flügel des Pentagons; und später der Absturz eines vierten Flugzeugs über Pennsylvania, den keiner der Insassen überlebte.

Während das entsetzliche Geschehen andauerte, drang das Ungeheuerliche in mein Bewusstsein: Militante Fundamentalisten, die behaupteten, Muslime zu sein, hatten ein unvorstellbares Verbrechen begangen. Die Twin Towers stürzten ein; die Rettungsmaßnahmen wurden eingestellt, noch ehe sie richtig angelaufen waren; die genaue Zahl der Opfer war noch nicht bekannt. Wie jeder in den Vereinigten Staaten war auch ich zutiefst erschüttert. Doch während ich - wie alle anderen - ungläubig auf die flackernden Bilder

im Fernsehen starrte, kam mir ein anderer Herbsttag in den Sinn, an dem religiöse Eiferer viele Leben zerstört, Chaos verbreitet und eine Nation in Aufruhr versetzt hatten: der 6. Oktober 1981. An diesem Tag starb mein Mann Anwar Sadat, der ägyptische Präsident, durch die Hand von Attentätern.

Anwar wurde ermordet, weil er etwas Unvorstellbares getan hatte, das in den Augen einiger Fanatiker unverzeihlich war: Er hatte Frieden mit Israel geschlossen. Dafür hatte er gelebt, und dafür war er gestorben. Radikale Islamisten hatten ihn als Verräter gebrandmarkt und als *Kafir*, also als einen Ungläubigen und Abtrünnigen beschimpft. Und dann wurde er an einem strahlend blauen Tag, der nichts von dem kommenden Schrecken erahnen ließ, vor den Augen seiner Familie, seiner Landsleute und der ganzen Welt erschossen.

An diesem entsetzlichen Dienstag im Jahr 2001 kehrte die Erinnerung daran mit aller Macht zurück. Sein Todestag hat sich mir in allen Einzelheiten ins Gedächtnis gebrannt. Ich saß oben auf einer Tribüne, während Anwar die Militärparade zur Erinnerung an seinen Triumph von 1973 abnahm. Plötzlich hielt ein Lkw vor der Tribüne, auf der mein Mann neben Vizepräsident Hosni Mubarak, anderen Regierungsmitgliedern und internationalen Würdenträgern stand. Drei Männer schleuderten Granaten und feuerten in die Menge, ein vierter sprang aus dem Wagen und gab eine Maschinengewehrsalve auf die Tribüne ab. Anwar hatte noch die Hand zum Salut erhoben, als ihn die tödlichen Kugeln trafen.

Ich war starr vor Entsetzen. Und kurz darauf geriet Ägypten ins Schlingern. Es herrschte so viel Ungewissheit in diesen ersten schrecklichen Stunden. Wir wussten nicht, ob das Attentat das Werk von Einzelnen war oder der Auftakt zu mehr – einem Staatsstreich oder einer Revolution wie jener, die vor wenigen Jahren den Ayatollah Khomeini im Iran an die Macht gebracht hatte. Nie hätte ich gedacht,

dass ich all das noch einmal würde durchmachen müssen, doch in den ersten Stunden nach den Anschlägen vom 11. September, als noch unklar war, ob weitere Anschläge folgen würden, wie großflächig der Angriff geplant war und wer dahinterstand, erlebte ich ein Déjà-vu.

Natürlich unterschied sich die Situation in tausenderlei Hinsicht von jenem Oktobertag. Aber die Angst, die Verwirrung und das Entsetzen angesichts dieser nationalen Krise und der menschlichen Tragödie übermannten mich erneut: Empfindungen, die mir auf schreckliche Weise vertraut waren. Ich glaubte zu wissen, was nun in der Regierung vor sich ging: hektische Krisensitzungen und die fieberhafte Suche nach Informationen, die Notwendigkeit, Ruhe zu bewahren und besonnen zu handeln. Ich erkannte sogar den gefassten, beruhigenden Ton des Regierungssprechers wieder, der nur teilweise seine Bestürzung verbergen konnte. Genauso hatte meine Stimme vor zwanzig Jahren geklungen.

Meine vier erwachsenen Kinder riefen mich eins nach dem anderen aus Ägypten an und drängten mich, zurück nach Kairo zu kommen. Ich selbst glaubte nicht, in Gefahr zu sein, aber meine räumliche Nähe zu Washington – ein mögliches weiteres Anschlagziel – beunruhigte sie. Zwar hatte ich nicht das Bedürfnis, aus den USA zu fliehen, aber selbst wenn ich es gewollt hätte, wäre es nicht möglich gewesen, und das hätte meinen Kindern eigentlich klar sein müssen. Auch sie hatten das Chaos nach dem Terroranschlag auf ihren Vater miterlebt, und es konnte ihnen nicht entgangen sein, dass sämtliche In- und Auslandsreisen vorerst untersagt waren. Eigentlich hatte ich die Einladung zu einem Vortrag in Reno, Nevada, angenommen; aber so lieb mir meine Vortragstätigkeit auch ist, war ich zu diesem Zeitpunkt doch erleichtert, dass ich nicht fahren konnte. Die Veranstalterin rief mich wiederholt an, um sich zu vergewissern, dass ich kommen würde, doch ich wimmelte sie höflich ab: Wir müssten auf eine offizielle Erklärung der

Regierung warten, bevor wir wieder zur Tagesordnung übergehen könnten. Schließlich könne ich nicht mitten in einer nationalen Krise irgendeinen Vortrag halten! Und in den nächsten Tagen fragte ich mich, wer sich überhaupt noch für das Friedensvermächtnis von Anwar Sadat interessieren würde, da sich doch das ganze amerikanische Volk für einen Krieg zu rüsten schien – auch wenn noch gar nicht klar war, wo und gegen wen.

Die folgenden Stunden und Tage kam ich kaum vom Fernseher los. Und je mehr Einzelheiten über die Attentäter bekannt wurden, desto offensichtlicher wurde, dass mich das beklemmende Gefühl eines Déjà-vu nicht getrogen hatte. Auch andere begriffen, dass es eine Verbindung zwischen dem 6. Oktober 1981 und dem 11. September 2001 gab. In beiden Fällen hatten fanatische Muslime die Anschläge ausgeführt, die von einem Umsturz träumten und die gegenwärtige Gesellschaftsordnung durch einen »rein islamischen« Staat ersetzen wollten. Diese Leute pervertierten die Grundsätze meines Glaubens und des Glaubens von Millionen anderen Menschen, um im Namen des Islam Gräueltaten zu begehen. Meine Gedanken waren bei den Familien der Opfer, denn ich konnte mir vorstellen, was sie bei diesem jähen, schrecklichen Verlust empfanden, der einerseits eine sehr persönliche Angelegenheit war und gleichzeitig auf schreckliche Weise die ganze Welt betraf. Ich wusste, dass sie in einem Alptraum gefangen waren, aus dem sie erst nach langer Zeit oder vielleicht nie wirklich erwachen würden. Noch 26 Jahre nachdem Anwar so brutal aus dem Leben gerissen wurde, vermisse ich ihn schmerzlich. Er war mehr als 32 Jahre mein Ehemann, mein Trost, mein Freund und die Liebe meines Lebens.

In meine Trauer mischte sich auch Angst – nicht um mich, sondern um den Islam und alle Muslime, die die Verbrechen im Namen eines sogenannten heiligen Krieges verurteilten und nichts damit zu tun haben wollten. Ich befürchtete, dass dieser Tag Folgen für alle Muslime auf der Welt haben

würde. Und natürlich bedrückte es mich zu erfahren, dass auch Ägypter unter den Attentätern des 11. September waren. Doch als ich dann den Namen Ayman Zawahiri hörte, blieb mir fast das Herz stehen. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen: Dieser Mann war in die Verschwörung gegen meinen Mann verwickelt gewesen! Er war tatsächlich ein Mörder, und man hatte in Ägypten viele Jahre lang versucht, ihn vor Gericht zu stellen. Zawahiri war Arzt – welche bittere Ironie, dass ein Mann, der moralisch verpflichtet ist, Leben zu retten, sich als Massenmörder entpuppt! Als Spross einer angesehenen ägyptischen Familie und aufgewachsen in einem gutbürgerlichen Viertel von Kairo, strafte er die Vorstellung Lügen, dass Extremismus immer durch Armut und Chancenungleichheit bedingt ist. Zwar war er nicht unter den Männern, die auf meinen Mann geschossen hatten, aber er gehörte zum inneren Zirkel von Al-Dschihad, einer der Terrororganisationen, die geplant hatten, Sadats Regierung zu stürzen. Zawahiri war nach der Ermordung meines Mannes verhaftet, vor Gericht gestellt und wegen Waffenhandels verurteilt worden. Nach Verbüßung einer dreijährigen Haftstrafe tauchte er in Saudi-Arabien unter, wo er sich schließlich mit Osama bin Laden zusammentat.

Allerdings trat Zawahiri schon lange vor dem 11. September 2001 erneut in Ägypten in Erscheinung. In den 1990er Jahren war er dort an einer grauenhaften Anschlagsserie beteiligt, bei der eine schreckliche Waffe zum Einsatz kam, von der man bis dahin noch nicht einmal in den extremistischsten sunnitischen Muslimgruppierungen gehört hatte: der Selbstmordattentäter. Im Islam ist Selbstmord ebenso wie Mord streng verboten, aber wieder einmal hatten Fanatiker den Koran verfälscht, um ihre Taten zu rechtfertigen. Am achtzehnten Jahrestag der historischen Reise meines Mannes nach Jerusalem, dem ersten kühnen Schritt auf dem Weg zum Frieden zwischen Israel und Ägypten, setzte Zawahiri Selbstmordattentäter ein, um die ägyptische Botschaft in Islamabad zu zerstören. Sechzehn

unschuldige Menschen wurden getötet und sehr, sehr viele verletzt. Selbstmordattentate wurden zu einem Markenzeichen von Al-Dschihad und später – wie inzwischen alle Welt weiß – von Al-Qaida.

Zawahiris mörderisches Treiben in Ägypten erreichte 1997 seinen Höhepunkt bei dem Anschlag in Luxor, der alten Pharaonenstadt am Nilufer. Zwar hatte die führende Islamisten-Organisation in Ägypten, die Muslimbruderschaft, der Gewalt abgeschworen – ein Versprechen, das sie bis zum heutigen Tage hält. Dennoch paktierten Zawahiri und Al-Dschihad mit Abspaltungen wie der Islamischen Gruppe (Al-Dschama'a al-Islamiyya) und verübten einen Anschlag im berühmten Totentempel der Königin Hatschepsut in Luxor. 62 Menschen, darunter 56 Touristen, wurden kaltblütig ermordet. Es war der schlimmste terroristische Anschlag in der Geschichte Ägyptens.

Die Terroristen hatten gehofft, den Staat durch einen Angriff auf den Tourismus – immerhin einer der wichtigsten Wirtschaftszweige Ägyptens – zu lähmen, und tatsächlich war es für die Tourismusindustrie ein harter Schlag. Verängstigt wegen der abscheulichen Gewalttat stornierten Tausende ihre Reise. Aber das Attentat erwies sich als Bumerang, denn die Ägypter, die den wirtschaftlichen Einbruch schmerzhaft zu spüren bekamen, reagierten voller Empörung darauf. Außerdem hatten sie ohnehin genug von der Gewalt. Auch noch das letzte Fünkchen von Sympathie für die Fanatiker erlosch, ihrer blutrünstigen Vorstellung vom Islam erteilten die Bürger Ägyptens eine ganz klare Absage. Interessanterweise schien der Führer der Islamischen Gruppe in seiner Gefängniszelle in den Vereinigten Staaten zu begreifen, dass man die Lage falsch eingeschätzt hatte: Scheich Omar Abdel Rahman leugnete jegliche Verantwortung für die Tat.

Dass ich noch einmal von diesem Mann hören würde, zudem in den Vereinigten Staaten, hätte ich ebenso wenig gedacht wie bei Ayman Zawahiri. Mittlerweile verbüßt Abdel

Rahman eine lebenslange Freiheitsstrafe für seine Beteiligung am Bombenattentat auf das World Trade Center 1993. Der sogenannte blinde Scheich war ebenfalls mitschuldig am Mord an meinem Mann. Denn er hatte die *Fatwa* verfasst, nach der jeder Gläubige das Recht hat, einen abtrünnigen Führer zu töten. Und da der Frieden mit Israel für die radikalen Fundamentalisten – eine lautstarke, gewaltbereite Minderheit – einen Abfall vom wahren Glauben bedeutete, war dieses Todesurteil ganz offensichtlich auf Anwar Sadat gemünzt. Allerdings hatte Abdel Rahman ihn nicht namentlich genannt; daher kam er mit einer kurzen Freiheitsstrafe davon und wurde danach des Landes verwiesen. Haarsträubend ist, dass er trotz der bestens bekannten Verbindungen zu den Mördern meines Mannes legal in die Vereinigten Staaten einreisen konnte. Und das, obwohl sein Name auf der Liste bekannter Terroristen stand, die das US-Außenministerium angelegt hatte. Abdel Rahman ließ sich in Jersey City direkt gegenüber von Manhattan nieder, praktisch in Sichtweite seines zukünftigen Anschlagziels. Dort predigte er völlig unbehelligt seine Botschaft von Hass und Gewalt. Er reiste sogar quer durch die Vereinigten Staaten und Kanada, um Geld für seine mörderischen Pläne zu sammeln. Unter seiner Führung planten seine Anhänger großflächige Angriffe auf bekannte zivile Ziele in und um New York City. Ich begreife immer noch nicht, warum Rahman nach diesem ersten Bombenattentat auf das World Trade Center nicht nach Ägypten abgeschoben wurde, um sich dort vor einem Gericht zu verantworten. Stattdessen brachte man ihn komfortabel in einem amerikanischen Gefängnis unter, von dem aus es ihm immer wieder gelingt, seine von Hass geprägten Anweisungen zu verbreiten.

Damit dürfte klar sein, dass der Kampf gegen den Terrorismus für Ägypten nichts Neues ist: Wir führen ihn seit Jahrzehnten. Buchstäblich Tausende von Jahren war Ägypten ein zivilisiertes, weltoffenes Land, dessen Bevölkerung

Gewalt ablehnte und Frieden befürwortete. Menschen verschiedenster Glaubensrichtungen lebten jahrhundertlang Seite an Seite, denn radikaler Fundamentalismus widerspricht dem gemäßigten ägyptischen Charakter. Es stimmt allerdings, dass der politische Islam heutiger Prägung (was *kein* Synonym für Terrorismus ist!) in der jüngeren Geschichte meines Landes wurzelt. Und da unser Leben im Guten wie im Schlechten mit dieser Geschichte verknüpft ist, muss ich hier etwas weiter ausholen.

Die meisten Experten sind sich darin einig, dass die neuzeitliche Idee eines politischen Islam erstmals von Hassan Al-Banna propagiert wurde, der 1928, vier Jahre nach der Abschaffung des Osmanischen Kalifats, in Ägypten die Muslimbruderschaft gründete. Er sah im Islam nicht nur eine Religion, sondern auch ein taugliches Gesellschaftssystem, das für alle Aspekte des Lebens Gültigkeit besaß. Daher versuchten er und seine Anhänger einen islamischen Gottesstaat zu errichten, der ausschließlich nach den Gesetzen des Koran regiert werden sollte. Zu dieser Zeit war Ägypten eine Monarchie. Vorgeblich regierten die Nachkommen des ehemaligen osmanischen Herrschers Mohammed Ali Pascha (eines Albaners), in Wirklichkeit aber hatten die Briten das Sagen. Sie hatten das Land 1882 besetzt und 1914 zu einem Protektorat gemacht. Damit wollten sie ihre Investitionen in den Suezkanal absichern und den für sie wichtigen Verbindungsweg zu ihren Kolonien in Indien aufrechterhalten. Und die Briten waren immer noch da – ein Stachel im Fleisch ägyptischer Patrioten –, als Hassan Al-Banna seine Bruderschaft gründete.

Al-Bannas Organisation fand positiven Widerhall bei vielen Ägyptern. Sie sahen in der Bruderschaft eine politische Gruppierung, die ihren tiefen Glauben respektierte, ihnen von keiner fremden Macht aufgezwungen wurde und sich mit Nachdruck darum bemühte, den Menschen dringend